

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 24 (1920)  
  
**Artikel:** Marianne  
**Autor:** Riederer, Gertrud  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573807>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

punkt, wie bei den Wänden der Pyramiden, in endlicher Entfernung liegen. Die Vorstellung einer dritten Dimension ist bei den Ägyptern noch nicht klar ausgebildet. Der Raum reicht eben nur so weit, als man messen (tasten) kann, also etwa bis zur Spitze der Pyramiden. Der Ägypter konnte sich ebensowenig aus seinem Raum herausdenken, wie wir uns aus unsern drei Dimensionen, während die Mathematik gezeigt hat, daß auch unsere Vorstellung durchaus beschränkt ist. Ein Wesen, das, selbst flächenförmig gedacht, auf der Oberfläche einer Kugel lebte, würde die Vorstellung eines unendlichen, zweidimensionalen Raumes, einer unbegrenzten Ebene gewinnen. Der Raum der Ägypter war eine Scheibe von endlicher Dicke, diese Scheibe muß man sich durch vertikale Ebenen geschnitten denken, sodaß Raumzellen entstehen. Die in diese Zellen eingepreßten Figuren weisen notwendig die geradlinigen und ebenen Konturen der Raumzellen auf. Diese Raumzellen trug der ägyptische Maler vor Anlegung seiner Zeichnung auf die Wand als Quadrate auf, wie ein unvollendetes Gemälde zeigt.

Daß bei der ägyptischen Kunst nicht

von mangelhafter Technik die Rede sein kann, zeigen die realistischen Porträtstatuen, die zuweilen das Weltbild durchbrechen. An kräftigen Ansätzen zur Veränderung des Weltbildes hat es nicht gefehlt. Sogar ein König, Amenophis IV., versuchte es umzustürzen, indem er den Gott Ammon absetzte und Aton, die Sonnenscheibe, zur obersten Gottheit erklärte: wohl ein Kampf des Auges gegen die Allmacht des Tastsinns. Die hierdurch hervorgerufene Stiländerung aber ist nicht von langer Dauer. Die Kraft des reinen Weltbildes siegt.

Hier mag eine Bemerkung über das Eindringen von Begriffen in die Kunst eingeschaltet werden. In ein fremdes Weltbild muß man sich einleben. Begriffe aber sind leicht übertragbar. Nachbildungen von Kunstwerken fremder Völker werden daher leicht auf mehr begrifflichem Wege stattfinden. Dabei werden oft nicht Kunstwerke, sondern tote Masken entstehen, Gözen, wie wir sie überall bei tiefstehenden Völkern ohne klares Weltbild vorfinden. Schon bei der Vermischung von Völkern verschiedener Kulturstufe, muß diese Erscheinung merklich werden.

(Schluß folgt).

## Marianne.

Novelle von Gertrud Niederer, Zürich.

Die jüngere der beiden Schwestern saß mit gespannt vorgeschobenen Schultern und gebogenem Rücken vor einem Buche und lernte, den Kopf in die Hände begraben. Von Zeit zu Zeit schaute sie auf, das Gesicht in Gedankenarbeit verzogen, und ließ den Blick unverwandt und starr auf dem Strauße gelber Astern ruhen, die auf dünnen blaßgrünen Stielen in einer hohen Glasvase vor ihr auf dem Tische standen.

Klara hatte sich in einer Ecke des Sofas eingerichtet und häfelte mit kurzem, eifrigem Atem an einem Morgenhäubchen. Sie hatte ihre Freundin mit einem solchen Häubchen, durch das zierlich ein rotes, schmales Seidenband gezogen war, im Bett liegen sehen, und während sie eifrig die feinen Rosetten zusammenfügte, suchte sie sich nun vorzustellen, wie auch

sie als Kranke, ordentlich und freundlich, die krause Spitze des Häubchens über die Stirne gezogen, in den Kissen liegen würde.

Dann und wann brach sie in der Arbeit ab und widelte ein paar Armbreiten Garn vom Knäuel, der, durch die Bewegung aufgeschreckt, aus der Sofaecke hervorkollerte und an seinem Plätzchen in kurzen, abgebrochenen Sprüngen ein eigenartiges und munteres Länzchen ausführte. Klara ließ das Garn von der hochgehobenen Hand in Ringeln auf ihr weißes Schürzchen herabfallen und blickte während dieser Hantierung prüfend und unsicher fragend zur Schwester hinüber.

„Du, hat gestern Frau Moser, als sie bei uns war, keine Bemerkung gemacht ... wegen meiner neuen Blattbegonien?“ fragte sie langsam und etwas stockend, in-

dem sie endlich Mut faßte, das strenge Schweigen zu brechen.

Margrit zog, ohne vom Buche aufzuschauen, die Augenbrauen zusammen.

„Du...! hat sie nichts gesagt? ... keine Bemerkung gemacht?“ wiederholte Alara in dem klagenden und eindringlichen Tone eines ungeduldigen Kindes und mit einem Lächeln, das verbergen sollte, wie unsicher sie sich als Störenfried fühlte.

Von ihrer Schwester kurz und unfreundlich zurückgewiesen, schaute sie gekränkt und zärtlich auf ihre Begonien, die in runden grünen Töpfen auf dem Blumentische am Fenster standen. Die eine, die mit den handbreiten gezackten Blättern, hatte vor einem Monat zu Alaras Überraschung auf schwankem Stiele eine Blume getrieben, deren zarte, rötlich weiße Blättchen eine wunderbare duftige und breite Dolde bildeten; und sie erwartete nun von jedermann, daß er ihr Entzücken teile und ihr der Blume wegen, deren stummes Blühen sie mit mütterlicher Sorgfalt überwachte, ein Komplimentchen zukommen lasse.

„Was liest du dort eigentlich?“ fragte Alara nach einer Weile halblaut und zögernd, sich wieder an ihre Schwester richtend.

Margrit hielt diesmal noch länger mit der Antwort zurück.

„Ach, da...“ erwiderte sie endlich zerstreut und mit einer kleinen ungeduldigen Kopfbewegung und las dann weiter. Nach einer Weile klappte sie das Buch zu und schob es zur Seite.

„Was hast du davon, wenn ich dir sage, daß ich etwas über den Streit der Alexandriner mit den Auerhoisten gelesen habe?“ fragte sie in verweisendem und etwas herablassendem Tone.

„Wenn du mir erklären würdest, wer die Alexandriner gewesen sind und wer die Auerhoisten...“ warf die Schwester ein.

„Ach, lieber Gott, dazu müßte ich es selbst noch wissen!“ rief Margrit. Sie breitete die Arme aus, warf den Kopf zurück und seufzte. „Die Alexandriner behaupteten, Aristoteles habe an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, und die Auerhoisten behaupteten, er habe nicht an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt.

Oder vielleicht ist es auch gerade umgekehrt. Die Auerhoisten sagten, er habe an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt und die andern ... das andere.“

Das war nun das Neueste, das sie gelernt hatte. Obgleich sie so überdrüssig tat, war sie doch sehr stolz darauf, wieder etwas Volltönendes für sich aufgebahrt zu haben.

Sie liebte es, mit ihren Kenntnissen in der Philosophie zu glänzen.

Von Leibniz wußte sie, daß er die Lehre von den Monaden aufgestellt hatte; von David Hume, daß er das Ich ein Bündel von Eindrücken genannt; von Nietzsche, daß er gesagt habe: „Wenn du zu den Weibern gehst, vergiß die Peitsche nicht.“ Und mit diesen Stichworten ausgestattet, bestand sie manche gelehrte Diskussion mit Leuten, die wie sie gerne geschwiegen und sich hüteten, unangenehm zu werden und einem Problem wirklich einmal scharf auf den Leib zu rücken.

Margrit nahm das Buch mit beiden Händen, schaukelte es, mit ausgestreckten Armen im Stuhle zurückgelehnt, selbstgefällig lächelnd hin und her und warf es dann wieder zur Seite.

„Zeig du mir dein wunderbares Häubchen,“ rief sie, sich mit Herablassung an ihre Schwester wendend. „Ich will es mir einmal über alle meine Weisheit stülpen.“

„Nein, das bekommst du jetzt nicht in die Hände,“ wehrte Alara beleidigt, indem sie ihre Arbeit mit einer schützenden Bewegung an sich zog, „du spottest immer!“

Sie wollte noch weiterfahren und, da sie sich eben in ihrer Sofaecke, zum Schweigen verbannt, ganz verstoßen und verloren gefühlt hatte, allerlei Gram und Ueberdruß vom Herzen herunterreden: sie konnte es nicht begreifen und respektierte es nicht, daß ihre Schwester die liebe schöne Zeit mit krummem Rücken vor den Büchern vertat; aber als sie sah, daß Margrit sich erhob und ans Klavier setzte, gab sie sich wieder für einmal zufrieden, verschob die Aussprache auf ein späteres und schwieg.

„Was wirst du spielen?“ fragte sie, indem sie ihre Arbeit in den Schoß sinken ließ, mit erwartungsvollem Lächeln.



Ignaz Epper, St. Gallen.

Frauenkopf. Kohlenzeichnung.

Margrit nahm, ohne zu antworten, ein Heft, griff mit einem zärtlichen und verschwiegenen Lächeln in die Tasten und begann zu spielen. Sie schlug einen Akkord an, den sie voll und ruhig nachschwingen ließ, und beugte sich dann mit herausforderndem Ausdruck zu Alara zurück.

„Rate,“ sagte sie, indem sie die Augen schloß und den in der Luft sich breiten Tönen nachlauschte.

Alara hielt im Häkeln inne und beugte sich mit aufmerksam gespanntem Gesicht vor. „Nun sollte ich schon nach einem einzigen Akkord...“ wehrte sie in klagendem Tone.

Aber Margrit, die sich wieder dem Klavier zugewandt hatte, ließ nun eine Reihe sorgfältig heraufgeholter Töne langsam und ruhig und glänzend über die Tasten hinunterrollen.

„Wer kann das sein? Wer, wer, frage ich, kann das sein?“ fragte sie leise und gebieterisch, den Kopf zurückwendend.

Alara verzog gequält das Gesicht.

Sie war entzückt, ihre Schwester spielen zu hören, und sofort, beim ersten Tone, den sie anschlug, begann alles in ihr und um sie herum mitzuklingen und in eine selige große Bewegung zu geraten. Auch ihre Gedanken gingen, im Taumel fortgezogen, diese Bewegung mit und versöhnten sich miteinander und waren überall, wo sie hinschaute, silberzarte und wieder satte tiefe Farben und klare und große und ruhige Gefühle. Jedoch mit dem letzten verklingenden Tone verhuschte dieser Reigen, ohne daß sie mit den erschrockenen Sinnen auch nur eine der Erscheinungen festzuhalten vermocht hätte.

Sie und da las Alara, während Margrit Klavier spielte, und dann kehrten mit den flüchtigen Melodien und Tonfarben, die aus nie geschauten Welten emporschwebten, unverhüllt die Eindrücke, die sie zur selben Zeit aus den Büchern empfangen hatte, wieder. So auch heute.

„Das hast du gespielt, als ich... Ich kann nicht mehr sagen, wie das Buch heißt, das ich gerade las,“ sagte sie, den Kopf zur Seite gelegt, angestrengt und zugleich mit einem schelmischen und verlegenen Lächeln in ihrer Erinnerung suchend. „Aber ich habe es dir damals erzählt: die beiden, der junge Hauptmann

und sie, ich glaube, sie hieß Blanche, sind auf einer Rahnfahrt verunglückt und wären beinahe ertrunken...“

Margrit brach auflachend im Spiele ab und wandte sich ihrer Schwester mit beiden verzweifelt ausgebreiteten Händen empört und vorwurfsvoll zu. „Ach, laß mich in Ruhe mit deinen Geschichten,“ rief sie, „jedenfalls paßt diese Episode wundervoll zu meinem Adagio von Mozart!“

Im selben Augenblick aber, da sie zu schelten fortfahren wollte, läutete die Hausglocke, und kurz darauf war im Korridor eine den beiden wohlbekannte Stimme zu vernehmen. Margrit sprang mit allen Zeichen des Schreckens auf, ergriff das Taschentuch, das sie in eine Ecke des Klaviers gedrückt hatte, und wollte das Zimmer verlassen; aber während sie noch mit verzweifelt gehobenen Händen beflissen war, die Vorwürfe ihrer Schwester zurückzuweisen, öffnete sich die Türe, und Marianne stand auf der Schwelle.

\* \* \*

Sie zögerte etwas, ehe sie eintrat; das Zimmer überblickend, erkannte sie sogleich, daß Margrit auf der Flucht vor ihr begriffen war; aber weit entfernt, sich deswegen gekränkt zu fühlen, gratulierte sie sich sehr, sie noch schnell abgefangen zu haben.

Marianne war es gewohnt, von Margrit fest und herablassend behandelt zu werden; sie nahm das hin: da Margrit die hübschere und temperamentvollere von den beiden Schwestern war, hatte sie sie sogar trotzdem immer im stillen vorgezogen, schon vor Jahren, da sie noch im Schneiderschen Hause gedient hatte.

Mitwiserin aller ihrer Streiche und Seitenhiebe, hatte sie ihr stets in kritischen Momenten die Hand geboten; und dann, als Margrit heranwuchs, ihre beiden schweren braunen Zöpfe um den Kopf legte, Schillers „Glocke“ rezitierte und das erste bunte Band für den jungen Studenten, der ihr huldigte, stiftete, war sie es gewesen, die am meisten Bewunderung für ihre feste Wichtigkeit aufgebracht hatte.

Jetzt lächelte Marianne und ließ die prüfenden Blicke der beiden Schwestern über sich ergehen.

Ihr brauner, rundgeschnittener und etwas zu kurzer Rock ließ die Halbschuhe aus weiß und schwarzem Segeltuch frei, die, obgleich noch wohl erhalten und sichtbar mit Stolz getragen, ihrer ganzen Gestalt ein merkwürdig armseliges Aussehen gaben.

Um den Kopf trug Marianne ein hellblaues seidenes Tuch gelegt, wie man es in Italien trägt. Während sie die eine Hand zum Gruße ausstreckte, löste sie mit der andern das Tuch, das sie über die Achsel geschlagen hatte, und so wurde ihr Gesicht frei, ein bleiches, abgehärmtes, doch nicht unschönes schmales Frauengesicht.

„Ich habe mich heute schön gemacht,“ begann Marianne mit einem vielsagenden Lächeln, indem sie flüchtig und mit plötzlicher Verlegenheit an sich herunterblickte; und als sie die Jacke auszog, zeigte es sich, daß sie ihre lange Uhrkette, die mit den großen mattschwarzen Glaskugeln, umgelegt hatte, die zweimal um den Hals geschlungen werden konnte.

„Ei, poß tausend!“ sagte Klara, zu dieser Kette, bewundernd und gutmütig mit dem Kopfe nickend.

Die Kette paßte zwar nicht zur hellen braunen Bluse, die Marianne trug; aber jedenfalls war sie ein sehr stattliches Schmuckstück. Sie stellte dar, was noch von der ganzen Garnitur, bestehend aus Brosche, Ohrringen, Armband und eben dieser Kette, geblieben war, die Marianne nach dem Tode ihres Gatten nebst dem hohen schmalen Strohhütchen mit Kreppbesatz und dem langen und ernststen Trauerschleier erstanden hatte.

Die Zeit, da sie sich völlig ihrem Schmerze hingeben konnte, war eine sehr kurze gewesen. Bald hatte sie ein Stück ihres Schmuckes nach dem andern um billigen Preis hergeben müssen; und als die Not noch mehr überhand nahm, hatte sie in einer Anwandlung einsichtiger Bescheidenheit auch den wallenden Schleierbehang vom Hütchen genommen. Sie legte ihn klagend zu den teuern Erinnerungen an ihren Mann, die sie in einer verschlossenen Schatulle verwahrte, einer im Jahre neunzig ausgestellten Ehrenmeldung des Turnvereins von Georgen, den ärztlichen Rezepten, die anlässlich der letzten Krankheit des Mannes ausgestellt

worden waren, und noch verschiedenen andern Schriftstücken von ähnlichem Werte, die nun zu hochgehaltenen kleinen Dokumenten wurden. Es war darunter auch ein Brief einer sehr feinen Dame, die einmal mit ein paar Schnörkeln für eine kleine Höflichkeit gedankt hatte, und dessen hauptsächlichste Stellen, von Marianne stets mit einem einzigen wehmütig stolzen Blicke festgenommen, ihr wie eine Liebesung das Herz berührten und für alle Zeiten als ein Zeugnis für die hervorragenden Eigenschaften ihres verstorbenen Gatten galten: „Hochverehrter Herr... Ihre wahrhaft feinfühligte Art... Stets die Ihre...“ Endlich lag da noch sorgsam zusammengefaltet die weiße seidene Schärpe, die das Personal der „Union“ seinem Buchhalter beim Hinschied gespendet hatte.

„Ich bin nicht etwa zum Vergnügen zur Stadt gekommen,“ sagte Marianne und machte dann eine Pause. „Ich habe etwas zu besorgen.“ Und wieder nach einer Pause, sich zum Genusse, fügte sie hinzu: „Ratet, wohin ich gehe!“ Da sie jedoch sah, daß Margrit, jeglicher Geheimnistuerei feind, ungeduldig und verdrießlich das Gesicht verzog, fügte sie es schnell hinzu: sie ging zum Photographen.

Aber immer mochte sie noch nicht die ganze Neugierde, die sie wußte, preisgeben; und erst nachdem sie die Neugierde der beiden Schwestern noch etwas in der Schwebe gehalten hatte, indem sie den Grund und Zweck dieses Ganges mit dunkelm Geheimnis umgab, erzählte sie dann endlich in einem Flusse, daß sie Gelegenheit habe, sich wieder zu verheiraten. Das heißt, sie hatte erst die Annonce in der Zeitung gelesen und darauf geantwortet; oder besser: die Antwort war noch nicht abgeschickt, da eine Photographie beigelegt werden sollte, und um eben diese Photographie aufnehmen zu lassen, war Marianne in die Stadt gekommen.

„Es ist wieder ein besserer Angestellter! Ein Mann in reiferen Jahren. Mit Vermögen!“ schwärmte sie, und nun verlor sie sich in Plänen für die Zukunft.

„Meine beiden Buben behalte ich natürlich bei mir. Ich habe es geschrieben,“ sagte sie. „Anders wolle ich es nicht haben. Ich denke, die beiden Buben wird

er doch mit in den Kauf nehmen. Es wird doch auf der ganzen Welt einen Menschen geben, der Mitleid hat mit zwei armen vaterlosen Waisen.“

Trotzdem sie ihrer Sache sehr sicher war und sie diesen vermögenden Angestellten in Gedanken schon ganz zu ihrem willigen Geschöpfe gemacht hatte, begann sie, wie immer, wenn sie von ihren zwei Knaben sprach, zu weinen. Sie ließ den Kopf herabsinken, ihre Augen röteten sich, und ihre Stimme begann zu zittern.

Margrit runzelte die Brauen.

Am Kaffeetisch sitzend, schmauste Marianne mit sichtlichem Behagen von dem zarten gelben Kuchen, den Klara ihr auf den Teller häufte, und erzählte zwischen dem einen und dem andern Bissen von einer Begebenheit, die in den letzten Tagen das Rotloch, wo sie wohnte, alarmiert hatte. Ein Mann hatte seine Frau auf offener Straße verprügelt. „Ich, wie ich das sehen, gehe natürlich sofort hin,“ sagte Marianne, indem sie mit zwei Fingern eine Rosine aus dem Kuchen klaubte und zum Mund führte; und dann hob sie erregt den Kopf, und während die beiden Schwestern ihr mit diskretem Lächeln zuhörten, erzählte sie, wie sie sich in dieser Sache, deren Ausgang nicht ganz klar wurde, ausgezeichnet hatte.

Nachdem sie mit ihrer Geschichte fertig geworden war, fragte Klara sie nach ihrer Arbeit. Marianne blickte zur Seite.

„Ah, man verdient nichts! Es ist einfach nichts mit dem Nähen,“ antwortete sie rasch und zerstreut ausweichend. „Man trampelt und trampelt vom Morgen bis zum Abend: wenn die Maschine ein Fahrrad wäre, ich glaube, man käme in einem Tag um die ganze Welt herum. Aber ich sage das nicht, um zu lachen...“

Und nun setzte sie den beiden Schwestern auseinander, wie sie geplagt war. Das Material war zu knapp bemessen, der Faden, der selbst bezahlt werden mußte, wurde immer teurer — und dann die unglaubliche Pedanterie beim Prüfen der eingegangenen Arbeiten!

„Es wird mir bald zu dumm, die Buben zum Ferggen zu schicken,“ erklärte Marianne, „sie bringen mir ja doch immer die Hälfte wieder zurück. Aber auch jedes Mal — sie tun mir's zuleid — ich kann

darauf gefaßt sein, daß jedes Mal etwas zurückkommt.“

„Ja, da heißt es halt sehr exakt arbeiten,“ sagte Margrit, die Worte unterstreichend, und als Klara versuchte, Marianne in Schutz zu nehmen, fuhr sie im selben schulmeisterlichen Tone fort:

„Aber wenn man die ganze Herrlichkeit wieder zurückbekommt! Ist das profitabel? Da ist es doch am Ende besser, gleich von vornherein sein möglichstes zu tun.“

„Man kann wohl sagen: sein möglichstes!“ rief Marianne, in Tränen ausbrechend. „Man denkt doch auch manchmal daran, wie man es früher gehabt hat! Jeden Morgen frage ich mich: zu was steht man denn auch auf? Mit dem ersten Augenblinzeln sehe ich sogleich die Maschine. Die ganze Stube ist nur sie. Ich sehe nichts anderes. Und morgen und übermorgen und das nächste Jahr und die ganze Ewigkeit wird nur diese Maschine sein! Dann hatte ich auch eine Zeitlang einen abscheulichen Stoff für Hosen. Blau und weiß gestreift — blau und weiß gestreift! Warum er mir so unerträglich war, könnte ich nicht einmal sagen. Aber ich hätte ihn anspudden mögen. Und man hat doch einmal bessere Zeiten gesehen!“ jammerte sie. „Und man hat sich zeigen dürfen. Die Frau Winkler hat es lezhin gesagt: Man merkt es, daß Sie in guten Kreisen gelebt haben. Sie sind die gebildetste Frau vom ganzen Rotloch...“

„Gehst es der Frau Winkler besser?“ fragte Klara, die das Gespräch in andere Bahnen bringen wollte, teilnehmend, doch ohne ein kleines Lächeln unterdrücken zu können.

„Es geht ihr gut,“ antwortete Marianne. „Sie ist die einzige, die mich versteht...“

„Und auch die Kinder sind alle wohl-auf?“ sagte Klara, ihr wieder freundlich das Wort nehmend.

„Auch die Kinder sind wohl-auf,“ entgegnete Marianne. Eigensinnig an ihrem Gedankenfaden festhaltend, fuhr sie mit einer kleinen Kopfbewegung nach der schwarzeingerahmten Reproduktion der Feuerbachschen Iphigenie, die über dem Sofa hing, fort: „In der Stube haben sie auch ein Bild der ... wie heißt sie dort ...

hängen," und nachdem Alara ihr nachgeholfen und den Namen des Bildes genannt hatte, erzählte sie, sich behaglich spreizend und mit kleinem Triumph, worauf sie hingezielt hatte und was sie unbedingt gemeldet haben mußte: daß Frau Winkler eine Ähnlichkeit zwischen ihr und der Iphigenie festgestellt habe.

Ohne sich darüber zu ärgern, daß die beiden Schwestern dieser Behauptung nicht zustimmen wollten, fuhr sie wohlgelaunt fort: „Ja, obwohl man nicht mehr die Jüngste ist! Ich bin nun begierig, was mir noch alles blühen wird. Wer weiß, vielleicht..." Sie wiegte den Kopf, und dann fügte sie, während ein feines und zufriedenes Lächeln sich um ihre Mundwinkel legte: „Ich habe es euch schon immer gesagt und sage es wieder: Bindet euch nicht zu früh! Es gibt immer wieder Männer, denen man gefällt. Nur nicht sogleich den ersten besten beglücken!"

„Diesen guten Rat hast du uns in der Tat schon ein paarmal erteilt," sagte Margrit kühl.

„Ich wünsche es euch beiden, daß ihr bald heiraten könnt," entgegnete Marianne, ihren Blick mißverstehend, schnell und aufrichtig. Und mit einem vielwissenden und versprechenden Lächeln fügte sie hinzu: „Ihr werdet sehen: dann erst beginnt das Leben!"

„Und dein Vater ... hast du dich jetzt eigentlich mit ihm ausgesöhnt?" fragte Alara, über den Verlauf, den das Gespräch nun trotz ihrer Sorge genommen hatte, unangenehm berührt. Es gelang ihr mit dieser Frage augenblicklich, Marianne aus ihrer selbstgefälligen Vergessenheit zu stürzen.

„Da ist keine Versöhnung möglich," sagte sie kurz und abweisend. „Er möchte mir meine Buben fortnehmen. Und ich lasse sie ihm nicht! Denn warum möchte er sie haben? Weil sie ihm arbeiten sollten! Er könnte sie brauchen! Und er hat doch zum Beispiel zwei Kühe; und meint ihr, ich bekomme einen Tropfen Milch von ihm? Und jedermann weiß, daß er etwas versteuert; aber ich muß für meine beiden Buben und mich an die Gemeinde gelangen!"

Und nun begann dasselbe peinliche Gespräch, das jedesmal stattfand, wenn Marianne die beiden Schwestern besuchte. Sie hielten es für ihre Pflicht, sie mit dem Vater auszusöhnen. Sie aber, sonst so gutmütig wie ein Kind, wies es, alle zehr Finger spreizend, von sich, sich mit einem guten Worte belehren zu lassen.

Der Vater war ein ernster und geachteter Bauersmann, der mit Wohlbedacht seine paar Schäflein aufs Trockene gebracht und immer noch strammen, unverrückbaren Grundsätzen gelebt hatte. Noch nie hatte er sein Kind Marianne verstehen können, die in der Schule schlechte Zeugnisse bekommen hatte, über der Geschichte der Genoveva und des Blumenkörbchens wie eine dumme Kuh in Tränen ausbrechen konnte und dann später einmal aus einer Stelle davongelaufen war. Und wie sie nun kam und sich unantastbar dünkte in ihrem Schmerze, den sie kofet mit ihrem langen schwarzen Trauerschleier betonte, und dann einen Tag nach dem andern dahingehen ließ, ohne einen Plan für die Zukunft zu fassen und an eine Arbeit zu denken, war es zu bösen Zusammenstößen zwischen den Beiden gekommen. Und schließlich erzählte der Vater, daß er die Tochter fortjagen mußte und Marianne brachte es herum, daß sie es daheim nicht mehr ausgehalten habe und daß sie lieber Hunger leiden wollte, als wieder den Fuß über die Schwelle des Vaterhauses zu setzen.

\* \* \*

Margrit steckte soeben noch eine schwarze goldeingefaßte Brosche ins helle seidene Kleid und betrachtete sich, der Kopf zur Seite gelegt, mit zufriedenen Lächeln im Spiegel. Sie wartete mit Spannung, aber ohne Ungeduld darauf, daß die Hausglocke läuten möge; sie sollte von einem bekannten Herrn ins Theater begleitet werden, der, obschon er weder bei der einen noch bei der anderen Aus-sichten hatte, schon längere Zeit zwischen den beiden Schwestern hin- und herpendelte und ohne ihnen, sicher wie ein König, je Gelegenheit zu einem offenen Körbchen zu geben, wählerisch und uneins mit sich selbst einmal die eine und dann

wieder die andere bevorzugte und für sich auserwählte.

Die „Walfüre“ wurde gegeben. „Siegmond und Sieglinde ... Hünding,“ recapitulierte Margrit, sich an frühere Vorstellungen erinnernd. „Das Schwert in der Eiche! Das wundervolle Duett zwischen Siegmund und Sieglinde! Und dann Wotans Abschied, oh! und Brünhilde!“ Sie begann, den Feuerzauber vor sich hinzusummen; dann setzte sie plötzlich mit voller Stimme, die Arme ausbreitend, an, das Siegfriedmotiv zu singen. In diesem Augenblick aber wurde die Türe aufgerissen, und Alara stürzte zu ihr ins Zimmer herein.

„Denke dir ums Himmelswillen, Marianne...!“ stammelte sie entsetzt.

Margrit erschrak. „Was ist mit ihr geschehen?“ fragte sie zögernd, während ein unangenehmes und peinliches Gefühl in ihr aufstieg.

„Ach, komm selbst und laß es dir erzählen,“ antwortete Alara und zog sie an der Hand in die Stube hinüber.

Dort hörte Margrit von Mariannens ältester Schwester, was geschehen war. Marianne befand sich in andern Umständen. Sie war entehrt. Niemand wußte, wer der Vater des zu erwartenden Kindes sei. Marianne weigerte sich hartnäckig, ihn zu nennen.

„Viederlich! Viederlich ist sie geworden!“ jammerte Alara, die sich auf einen Stuhl geworfen und noch einmal mit entsetzten Augen, die zusammengefalteten Hände gegen das Kinn gepreßt, zugehört hatte. „Das ist das Ende vom Liede.“

„Ich muß gestehen, das habe ich nicht erwartet. Aber eigentlich überrascht bin ich doch nicht,“ erklärte Margrit, die verächtlich die Lippen kräuselte. Fast spürte sie eine gewisse Erleichterung; denn sie sah nun gewissermaßen Mariannens trauriges Schicksal erfüllt und sich selbst plötzlich jeglicher Verantwortung ihr gegenüber enthoben.

„Warum habe ich ihretwegen überhaupt Gewissensbisse gehabt?“ dachte sie im Theater während der Vorstellung. „Sie hat einen gedauert, weil sie arm war. Wer hätte sie fleißiger gearbeitet und mehr verdient, so wäre sie nicht mehr arm gewesen!“

Mit diesem Vernunftschluß brachte sie indessen ihre Gedanken nicht zur Ruhe.

„Und kann der Mensch etwas dafür, wenn er keinen Trieb zu reger Betätigung in sich spürt? ... O, Philosophie! Er kann nichts dafür! Soll man also diesen siebenmal begünstigten Wesen die Hände unter die Füße breiten, damit sie nur ja nicht zugrunde gehen mögen?“

Während der Pause, draußen in den Gängen spazierend, ließ sich Margrit sogar hinreißen, ihrem Begleiter von Marianne und der unangenehmen Gewissenslage, in der sie sich ihr gegenüber befand, zu erzählen. Warum sie es tat, wurde ihr selbst nicht klar. Sie hatte noch nie den geringsten Wert auf seine Meinung gelegt. Sie kannte seine Ansichten über die Menschen und das Leben genau, auch die Worte, in die er seine Grundsätze und Maximen zu kleiden pflegte, und wußte, wie er seine dünnen blonden Brauen angesichts eines solch heikeln Falles hochziehen würde.

„Warum bekümmere ich mich auch um die Geschichten, die diese liederliche Person anstellt?“ dachte sie, als die Vorstellung wieder begonnen hatte und sie wieder an ihren Plätzen saßen. „Bekümmert sie sich um mich? Mache ich etwa sie für meine Handlungen verantwortlich? Und was, was ist denn überhaupt Verantwortung?“

Sie starrte diesen abstrakten Begriff hilflos an. Schließlich war Margrit wütend, daß sie überhaupt Mariannens Stiefschwester angehört und sich ihretwegen den Abend verdorben hatte. Zu Hause angekommen, schnitt sie ihrer Schwester, die noch mit einer Näharbeit in der Stube saß und nur darauf gewartet hatte, um noch ein bißchen mit ihr über Mariannens Fall zu lamentieren, kurz das Wort ab und ging ins Schlafzimmer hinüber.

Sie flocht mit knappen, raschen Bewegungen ihre Zöpfe, die sie über die Achseln zurückwarf. Um das Band ihres Unterrocks, das sich zu einem Knoten verwirrt hatte, zu lösen, stellte sie sich in den breiten gelben Lichtstreifen, der durch die offene Stubentüre hereinfiel. „Ich habe es erwartet, daß sie sich so bald wie möglich wieder an irgendeinen Wicht hängen werde,“ sagte sie laut und grollend, während sie mit beiden Händen nervös an

ihrem Rockband hantierte. Sie warf einen Blick schräg zu Klara hinüber, die noch über ihre Arbeit gebeugt saß und emsig stichelte.

Klara hielt ohne aufzuschauen in der Arbeit inne und preßte die Lippen aufeinander.

„Ohne irgendein männliches Wesen an der Hand zu haben, konnte sie es ja offenbar nicht mehr aushalten,“ schimpfte Margrit weiter. „Ach pfui! In eine schöne Seligkeit hat sie sich da eingewiegt!“

„Hörst du mich?“ schrie Margrit, da Klara bekümmert auch zu diesen ihren Worten schwieg, plötzlich in Zorn geratend.

„Ja, ich höre dich,“ antwortete Klara ruhig; aber in ihrer Stimme lag etwas, das Margrit wunderbarlich und empfindlich betraf.

„Es scheint fast, als ob du nicht meiner Meinung wärest! Du ... bist imstande und nimmst sie noch wieder in Schutz,“ stammelte sie empört. „Manchmal kommt es mir vor, als ob du gar keinen Begriff von Moral hättest. O, du bringst, was man will, unter die große Decke deiner Nachsicht zusammen!“

„Weißt du was: es ist für uns beide jetzt Zeit zum Schlafen,“ entgegnete Klara gekränkt und entschieden, und sie erhob sich und begann, ihre Arbeit zusammenzulegen.

„Meinetwegen, gehen wir schlafen,“ höhnte Margrit, die nun ihren Knoten gelöst hatte und sich ins Innere des Zimmers zurückzog. „Ich will nicht versuchen, dir andere Begriffe beizubringen. Nein! Das will ich nicht versuchen! Aber das sage ich dir, das habe ich mir vorhin vorgenommen: wenn sie wieder einmal zu uns ins Haus kommen sollte...!“

Da Klara nicht mehr antwortete, fuhr sie, noch einmal unter die Türe tretend, nach einer kleinen Pause mit Betonung fort: „Sie soll nicht behaupten können, es habe ihr niemand die Wahrheit gesagt.“

Und noch vom Bett aus fügte sie hinzu: „Ich,“ dieses Ich betonte sie so scharf wie möglich, „ich werde den Mut dazu finden.“

Dann schwieg auch sie.

\* \* \*

Marianne ließ sich indessen nie mehr bei den beiden Schwestern sehen. Nach

einigen Monaten hörten Klara und Margrit, daß sie ein kleines Mädchen geboren habe, aber darauf gingen wieder Wochen und Wochen dahin, und Marianne war für sie wie verschollen.

Eines Tages sagte Klara: „Und wenn wir Marianne einmal besuchen würden?“

Da Margrit, viel mehr, als sie es eingestand, mit Marianne beschäftigt, ohne zu antworten die Achseln hob, fuhr sie, unbeirrt für ihre gute Sache eintretend, fort: „Man muß doch jetzt an das Kindchen denken! Das ist Pflicht! Das siehst du doch ein!“

Aber als Margrit auch jetzt keinerlei Einwendung machte und die Sache damit ohne Kampf beschlossen blieb, regten sich in Klara nun doch plötzlich einige Bedenken. „Es wird allerdings schwer sein,“ sagte sie zögernd, mit veränderter Stimme, „schwer, ihr gegenüberzutreten.“ Und sie fuhr fort: „Sich stellen, als ob man alles billigen könnte, was geschehen ist, das geht nicht an. Und andererseits... man darf sie auch nicht vor die Nase stoßen! Jedenfalls ist es nicht an uns, sie zu belehren.“

Margrit lächelte.

„Stelle dir vor, wenn wir ihr plötzlich gegenübertreten: in welche Verlegenheit wird sie geraten,“ jammerte Klara weiter. „Was, was soll man denn zu ihr sagen?“

„Ach, beruhige dich, wenn wir denn gehen wollen — ich werde die Worte schon finden,“ entgegnete Margrit, die Bedenken ihrer Schwester gelangweilt zur Seite schiebend. Sie wollte mit gekräuselten Lippen noch etwas hinzufügen, hob jedoch die Achseln, würgte es in den Hals hinunter und schwieg.

Das Herz klopfte ihr doch auch ein bißchen, als sie mit Klara auf Mariannens Wohnung im Rotloch zuschritt.

Durch den Korridor gehend, fühlte sie schon wieder, wie ihre Ueberlegenheit sich regte. Sie deutete verstohlen mit den Augen blinzeln nach dem Kleiderständer, an dem eine schwarze lange Jacke mit zerrissenen Ärmeln hing; eine blaue Knabenmütze, aus der armfelig das Futter herauslollerte, baumelte am obersten Haken. In einer Ecke des Korridors aber lag aufgestapelt ein Haufen schmutziger farbiger Wäsche, die einen unangenehmen scharfen

Geruch verbreitete. Margrit rümpfte die Nase. „Und...?“ schien ihr Blick zu sagen, „ist dies nicht Gott sei Dank noch alles beim alten?“

Die Stubentüre stand offen. Die beiden Schwestern traten vor und blieben zögernd auf der Schwelle stehen. Margrit überfah mit einem einzigen, stets bereiten, raschen Blick das Zimmer. Ihr Auge ging am Büfett mit den grünen gerippten Glastürchen vorbei, das noch als ein Zeuge von Mariannens Glanzzeiten da stand, und auf welchem ein paar schmutzige Windeln, einige Modezeitschriften mit unordentlichen Eselsohren, ein Kamm und ein Bäumchen aufgerollter schwarzer Haare neben dem Brotkörbchen und einem Töpfchen mit rötlich gelber, glasiger Quittenkonfitüre lagen. Es streifte den braunen Stubenwagen in der Ecke und den Lehnstuhl mit den verstaubten und abgeschabten Polstern und blieb dann auf Marianne ruhen, die, ganz in sich vertieft, in gebeugter Haltung vor dem Schlafdivan stand.

Als sie die beiden Eintretenden gewahrte, richtete sie sich überrascht und erschrocken auf, und eine jähe Röte übergoss ihr Antlitz. Die beiden Schwestern erkannten auf den ersten Blick, daß sie sich verändert hatte. Ein Ausdruck der Besonnenheit und Ruhe, der ihnen an ihr völlig fremd war, lag über den Zügen ihres schmalen verlegenen Gesichts und in ihrer ganzen Haltung ausgeprägt. Sie war mager geworden; eine große, blau und weiß karierte Kermelschürze umschloß ihre hohe und hagere Gestalt.

Vor ihr auf dem grünen großgeblumten Divan lag das kleine Mädchen, dem sie eben die Windeln wechseln wollte, nur mit einem kurzen roten Hemdlein angetan. Es suchte mit seinen blauen, weitgeöffneten Augenlein unruhig im Zimmer herum und strampelte aufbegehrerisch mit den Beinchen; denn es war ihm ersichtlich unlieb, daß die Aufmerksamkeit der Mutter, die soeben zärtlich mit der Hand sein rundes lattes Bäuchlein gerüttelt hatte, von ihm abgelenkt wurde.

Marianne trat mit ausgebreiteten Händen auf die beiden Schwestern zu und tat eine Bewegung, als ob sie zum Sprechen ansetzen wollte. Dann aber

ging sie wieder von ihnen weg zu dem Kindchen hin und sagte, indem sie zu ihm niederblickte, lächelnd und mit einer Gebärde, die den beiden völlig unerwartet kam — denn es war eine Gebärde des Stolzes, wohl auch einigen Kampfes und der Verlegenheit, aber doch unbedingt zugleich auch unverhohlenen Stolzes: „Wißt ihr es schon, daß dieses kleine Mädchen da mir gehört?“

Klara ging mit einer herzlichen Bewegung, plötzlich von aller Verlegenheit frei, auf Marianne zu. Auch Margrit fühlte, wie eine wunderliche Ergriffenheit sich in ihrem Herzen regte; einen Augenblick war sie dem Weinen nahe, so eigentümlich und unerwartet übernahm es sie.

Von den mattblonden Härchen über der ruhigen kleinen Stirne bis hinunter zu den rostig schimmernden und zart gebogenen Nägelchen der Zehen, die man eines neben dem andern betrachten konnte, war das Kindchen wohlgeformt wie ein kleines Gotteswunder und vollkommen.

Rita hieß es, so erklärte Marianne.

„Der Name Rita hat mir schon immer gefallen.“

„Und was sagen denn deine beiden Buben, der Franz und der Peter?“ fragte Margrit etwas gedehnt.

„O, sie möchten mir die Kleine vor Liebe fast fressen,“ erzählte Marianne mit einer Mischung von Verlegenheit und glüdlichem Stolz. „Sie hätten schon immer gern ein Schwesterchen gehabt. ... Und ich bin halt auch froh,“ fügte sie, etwas mit der Stimme zögernd hinzu, und fuhr dann, wie sich rechtfertigend, fort: „Die beiden sind groß und müssen bald in die Welt hinaus. Dann bin ich doch nicht allein und habe wieder für jemand zu hantieren.“

Während Klara das Kind, das nun, frisch gewickelt und in sein grünes Tuch gepackt aufmerksam und gelassen hinter braunen feinen Wimpern hervor zu ihr aufschaute in der Stube herumtrug, erzählte Marianne den beiden Schwestern umständlich und in großen Eifer geratend, wie sie ihr kleines Mädchen geboren habe.

„... Also, wie ich schon sagte: mitten in der Nacht! Und ich bin ganz allein! Ohne Hilfe! Ich springe noch zum Bett hinaus, mache Licht und will rufen. Aber

schon zu spät! Ja, staunt, so hat es mich überrumpelt," prahlte sie, und dann machte sie, bedeutsam von der einen zur andern schauend, eine kleine Pause.

"Und auf einmal war dann das arme kleine Häufelchen halt da," fuhr sie, die Hände zusammenlegend, mit einem glücklichen und stolzen Lächeln fort. "Es war ja nicht mein Erstes. Aber es schien mir doch, als hätte ich noch nie so etwas erlebt. Ich habe, das versteht ihr, doch ein bißchen Angst bekommen, so ganz allein wie ich war mit meinen Nöten. Aber was es dann für mich war, als plötzlich Ruhe um mich wurde und ich mein häßliches, lebendes, zappeliges Bündelchen mit meinen beiden Händen hochnehmen kann, um es mir anzusehen... das kann ich gar nicht beschreiben. Es war nicht schön, das Kindchen, verschrumpelt wie ein Greislein und hat mir ein griesgrämiges Gesicht geschnitten. Wie ich das wunderliche Geschöpfchen gesehen, habe ich gelacht und geweint; dumm war das, aber so schön wie in einer Geschichte..."

"Ei, das sind Wunderdinge, die du uns da erzählst," sagte Klara voll ernster Teilnahme und Scheu.

Marianne nahm mit Würde ihre Worte hin. Und dann erzählte sie, im selben Zuge fortfahrend, von den außerordentlichen Eigenschaften ihres Kindchens. Noch nicht eine halbe Stunde hatte es auf der Welt gelegen, ungewaschen und ungepflegt, da ging die Uhr und schlug die fünfte Stunde.

"Und was glaubt ihr? Es hat schon das Köpflein gedreht," erzählte Marianne, und es war nicht an der Wahrheit ihrer Worte zu zweifeln, "und mit großen Neuglein nach den Tönen hingestaunt."

Aber immer war es noch nicht genug des Wunderbaren.

"Ich sage nur, was wahr ist," fuhr Marianne mit dieser vorsichtigen Einleitung fort. "Solange ich noch alles im Ueberfluß hatte... meine beiden Buben habe ich nicht selbst stillen können, das wißt ihr. So gern ich es getan hätte, es war nicht möglich. Jetzt hingegen, wo ich ein solch magerer Stecken bin, daß es fast nicht zu glauben ist," sie breitete, als eine besonders Begünstigte, triumphierend die

Arme aus, trat einen Schritt vor und ließ sich sehen, "jetzt kann ich's."

Die beiden Schwestern ließen einen kurzen prüfenden Blick über ihre Gestalt hingleiten und lächelten ihr zu.

"Aber wie ist das denn nun... Du hast doch jetzt auch wieder neue Kosten," fragte Margrit halblaut und etwas verlegen. "Bekommt du..."

"Er bezahlt," antwortete Marianne rasch und fast schroff, mit plötzlich veränderter Stimme, und blickte zur Seite.

"Ach, er bezahlt," sagte Klara, bemüht, sie ja in keiner Weise zu verlegen, und tastend fügte sie hinzu: "Du hast dich sichern können..."

"Da braucht niemand Angst zu haben," erwiderte Marianne abweisend. "Das ist alles in Ordnung."

Als wollten sie ihrer Mutter in böser Verlegenheit beistehen, stürmten in diesem Augenblick Franz und Peter in die Stube.

Der rothaarige Franz stutzte etwas, als er die Besucherinnen gewahrte; er schaute rasch und verlegen an sich herunter und versuchte mit ein paar heimlichen Bewegungen sein graues handgestricktes Trikot über die zerrissenen Hosen hinunterzuzerren.

Peter hingegen kam unbefangen in seinen farbigen hohen Endensinken daher, die er sich gemütlich und etwas launisch auf den Seiten zugetreten hatte, so daß die Sohlen als unnütze Gebilde wunderbarlich und unförmig gegen die Knöchel hin emporstanden.

Die beiden begrüßten die Schwestern, schüchtern zur Seite schielend, und antworteten halblaut und sehr brav auf ein paar freundliche Fragen, die sie an sie richteten.

Ja, sie gingen gern zur Schule. Ja, Peter freute sich, daß er schon Französisch lernen durfte. Der Schlüssel hieß la clef, die Türe la porte. Franz hatte wieder fleißig im Garten gearbeitet. Wie? Ja, Rübchen hatte er gesät. Und Spinat? Nein, keinen Spinat. Aber Rettiche und Gurken.

Die kleine Rita wurde unruhig. Sie streckte ihre Arme nach den Brüdern aus und begann zu weinen.

"So geh, du böses Kind du, man will dich gar nicht mehr haben," sagte Klara in

vorwurfsvollem Tone und bot sie mit einer scherzhaft wegwerfenden Gebärde den Brüdern hin.

Peter war der Schüchterne und wagte sich nicht vor. Aber als Franz mit der Kleinen auf dem Divan saß und sie auf den Knien reiten ließ, setzte er sich neben sie, nahm mit einer raschen Bewegung einen Pantoffel vom Fuß und ließ ihn, indem er ihn an einem Faden des grauen Futters lose in der Hand schaukelte, vor Ritas Gesichtlein hin- und hertanzen. Sie folgte mit lauernden, aufmerksamen Neugier der Bewegung und griff dann mit beiden Händchen nach dem Pantoffel, packte ihn und führte ihn zum Munde.

„Päh,“ schrieen die beiden Brüder entsetzt und wollten sich dann zutode lachen.

Auch die Kleine verzog ihr Mündchen, sie ließ den Pantoffel fallen und hatte es dann eine Weile, da Franz sich mit seiner kleinen Bürde auf dem Divan zurückgelegt hatte und vor Lachen schüttelte, sehr un bequem.

Dann hatte Franz einen Anfall von Zärtlichkeit. „Jetzt mußt du mich einmal recht freundlich anschauen,“ sagte er. Er faßte mit beiden Händen das Köpflein der Kleinen, drehte es zu sich hin und hielt es wie in einem Schraubstock fest. „Nur noch mich! Recht freundlich! Wa—as? Nur mich!“ wiederholte er.

Rita machte ernsthafte Augen und hielt dem Blick ihres Bruders mit aufrechtem Köpflein stand. Aber Peter näherte sich unvermerkt von hinten und kraute sie im Nacken.

„So treiben sie's immer mit der Kleinen, seht,“ sagte Marianne, indem sie mit einem verstohlenen Lächeln zu den Kindern hinwies, in klagendem Tone; und dann schimpfte sie. „Ich sage es immer und immer: nicht so toll!“ verwies sie sie. „Ihr plagt sie mir. Auf einmal wird sie weinen. Man sollte sie euch nie in die Hände geben.“

Aber trotzdem überließ sie den beiden Brüdern das kleine Mädchen, um Alara und Margrit noch ein Stück weit des Weges nach der Stadt zurückbegleiten zu können. Unterwegs erzählte sie ihnen, daß sie jetzt in der Fabrik arbeite und tagsüber das Kindchen in Pflege gebe.

„Aber in der Nacht will ich es natür-

lich bei mir haben. Anders täte ich es nicht,“ erklärte sie und fügte, ernst werdend, hinzu: „Es kommt jetzt überhaupt alles anders. In der Fabrik verdiene ich recht schön, und ich lasse nicht mehr locker. Ich will auch zu Hause besser nach der Ordnung sehen. Das kommt dann so nach und nach, wenn ich mit der Kleinen zum Ärgsten heraus bin.“

Als sie die beiden verlassen hatte und auf dem kleinen Fußweg durch die Wiesen nach dem Rotloch zurückging, schauten ihr die beiden Schwestern, stillstehend, wortlos nach. Sie ging rasch, die Arme seltsam gegen den Körper gedrückt, da sie beflissen war, die zerrissenen Ellbogen der Jacke zu verbergen. Jetzt bückte sie sich, streckte ohne alle Vorsicht den Arm aus und pflückte rasch eine Blume; dann ging sie schneller, bergab und verschwand dort, wo der Weg eine Kehre macht, in der Niederung.

Alara und Margrit blieben noch stehen, als sie schon verschwunden war. Dann sahen sie einander an, zögernd, prüfend, und schließlich lachten sie beide einander fröhlich und herzlich und versöhnt in allen Gedanken zu.

\* \* \*

Nach einigen Monaten machten die beiden Schwestern sich abermals auf den Weg, um Marianne zu besuchen.

Es war ein schöner, klarer Septembernachmittag.

Im Rotloch war feiertägliche Bewegung. Die Männer standen, bedächtig aus ihren Pfeifen dampfend, die ihnen im Mundwinkel klebten, den Daumen in den Ärmelausschnitt der Weste eingesteckt, auf der Straße in Gruppen beieinander und besprachen, ohne sich groß zu übertun und während sie sich behaglich die Sonne auf ihre breiten Rücken scheinen ließen, die Neuigkeiten des Tages.

In den Küchenfenstern zeigte sich noch hie und da eine Frau mit zurückgeschlagenen Ärmeln. Die eine hängte den Geschirrlappen auf und breitete ihn aus, damit die Sonne ihn trockne; die andere stellte den Schüttsteinbesen auf das Sims, nachdem sie noch schnell gegen das Vorgärtchen hin das letzte Maß, das die Borsten bargen, ausgespritzt hatte, und

oben im Dachfenster begoß ein junges Frauchen seine beiden Schnittlauchstöcke, die noch dicht und kräftig standen, freundlich mit dem Rest des Spülwassers.

Klara blieb stehen und zeigte lächelnd mit der ausgestreckten Hand nach den paar kleinen Mädchen am Straßenrand, die auf einer großen Feldwalze saßen, das eine rittlings, sein kurzes rotes Flanellröcklein, das über die Knie zurückgerutscht war, ganz ausgespannt. Das andere ließ, manierlich hingehockelt, seine beiden nackten schmutzigen Beinchen über die kalte Walze hinunterhängen und vergnügte sich damit, mühsam und aufmerksam zielend, auf seine große Zehe hinunterzuspucken; und ein drittes, etwa dreijähriges Jüngferlein mit zwei braunen, steifen, unternehmungslustigen Zöpfchen, hatte sich bäuchlings über die Walze hingeworfen und half nun schwer atmend mit den Beinen, die es wie ein Frosch in die Luft warf, nach, um sich hinaufzuschwingen. Als es oben saß, brachte ein Knabe, der an der Deichsel stand, die Walze in Bewegung, und alle drei Mädchen kugelten, sich mit großem Geschrei überpurzelnd, ins grüne Gras hinunter.

Als Klara und Margrit durch das Gärtlein nach dem Hause zuschritten, in dem Marianne gewohnt hatte, gewahrten sie mit Befremden durch ein offenes Fenster, daß andere Möbel im Zimmer aufgestellt waren.

Margrit fragte einen Knaben, der auf dem Geländer der steinernen Vortreppe stand, nach Marianne. Er gab ihr, indem er die Arme ausbreitete und sich mühsam im Gleichgewicht erhielt, die Auskunft, und ein paar der umstehenden Kameraden stimmten lachend und gröhlend in die Antwort ein: „Sie ist fortgezogen!“

Margrit erschrak, und zugleich fühlte sie, wie sie errötete und in Verlegenheit geriet. „Und wo wohnt sie jetzt?“ fragte sie.

„In Hochwaaalden!“ schrie einer.

„Rechts vom Platz, beim Bäckerladen,“ fügte ein anderer hinzu.

„Nein, links,“ verbesserte ein dritter, „im ersten Hause!“

„In der kleinen Gasse!“

„Im vierten Stock!“

Margrit und Klara suchten sich diese

verschiedenen Berichte, die ihnen zugeworfen wurden, zusammenzulegen.

In diesem Augenblick aber trat ein einfach gekleideter freundlicher Arbeiter, der sich von einer Männergruppe losgelöst hatte, auf sie zu.

„Ihr müßt das doch recht erklären, ihr Löhli,“ sagte er scheltend zu dem Knaben. „Blödsinnig so etwas. Alle krähen durch einander.“ Und dann beschrieb er es, ohne den Knaben weiter seine Beachtung zu schenken, den beiden Schwestern genau und umständlich, wo Marianne jetzt wohnte.

„Wissen Sie etwas von ihr? Können Sie Auskunft geben? Geht es ihr gut?“ fragte Margrit, entzückt über die Lebenswürdigkeit des Mannes.

„Es geht ihr gut. Aber sie hat halt hier fort müssen,“ antwortete er achselzuckend. „Wegen des Kindes, sagt er. Das ist ein Teufel, der Hauswirt. In Wirklichkeit wollte er sie nur fort haben, damit er die Wohnung teurer vermieten könne. Man kennt das ja wohl. Es wird mir übrigens ebenso ergehen. Auch mir wird er kündigen... Wenn Sie hier warten wollen,“ fügte er, sich unterbrechend, hinzu, „sie kommt heute abend, das Kind zu holen.“

„Das Kind zu holen? Wo ist denn das Kind?“ fragte Klara, neugierig hinzutretend.

„Hier, im andern Hause,“ antwortete der Arbeiter mit einer Kopfbewegung nach dem Nebenhause hin, das wie die andern, drei Stockwerke hoch und mit einem schredlichen Grün flüchtig getüncht, hinter einem schmalen Vorgärtchen in der Reihe stand. Als die beiden erklärten, daß sie eben hauptsächlich, um das Kind zu sehen, hierher gekommen seien, ging der Arbeiter sogleich die paar Schritte mit ihnen hinüber.

In einem Fenster des Erdgeschosses stand ein etwa zehnjähriges Mädchen mit aufgebundenen Zöpfen und einem weißen Schürzchen, das den Auftritt auf der Straße belauscht hatte und sich jetzt schüchtern zurückziehen wollte.

„Du, Marieli, geh und hol mir das Kind!“ bat der Arbeiter in seiner kurzen, ruhigen Weise vom Garten her, indem er sich dem Fenster näherte.

Während sie warteten, betrachtete Margrit den Mann unverwandt vom Kopf bis zu den Füßen. Er erweckte ihre Neugierde. Seine ganze Art zu sprechen und sich zu geben war ihr ungemein sympathisch. „Das ist ein Mann, wie man sie manchmal in Büchern beschrieben findet,“ dachte sie und dichtete ihm sogleich, aus allerlei blassen Reminiszenzen schöpfend und in etwas willkürlichen, sentimentalen Sprüngen, die sich süßlich und wirr zusammengeben, eine ganze Geschichte an.

Manсарde — einsame Abendröte — lange leere Abende nach harter Arbeit — edles Herz, wenig Worte — Zuneigung zu fremden, armen Kindern.

Dann lächelte sie plötzlich. Eine lebenswürdige Hoffnung stieg in ihr auf, und sie empfand den Wunsch, dem langjamten Geschehen aus eigener Kraft etwas nachzuhelfen und ein sanftes, unmerkliches Stößchen zu flotterem Gedeihen zu geben.

„Hören Sie,“ sagte sie, sich an den Arbeiter wendend, um mit ihm wieder über Marianne ins Gespräch zu kommen: „Sie arbeitet doch? Sie hält sich tapfer?“

„Gewiß arbeitet sie,“ antwortete der Mann. „Sie hält sich tapfer! Sie ist auch eine Zeitlang in die Fabrik gegangen. Aber dann ist das zu streng für sie geworden. Vom Morgen bis zum Abend an der Maschine zu stehen! Sie ist eben eine Zarte. Sie kann's nicht wie die andern Weiber.“

Margrit lächelte und warf einen verständnisuchenden Blick zu Klara hinüber.

In diesem Augenblick aber kam das Mädchen mit der kleinen Rita, die nun schon ein Ködlein trug, ein grau und rot gehäkeltes, braves warmes Ködlein, und bot sie zum Fenster heraus dem Manne. Er empfing sie mit einem entzückten Lächeln, das sich wie Sonnenschein auf seine ernsten und gemessenen Züge legte, und nahm sie auf den Arm, und um ihr etwas Freundliches zu erweisen, kniff er sie so zart es mit seinen flobigen und harten Arbeiterfingern angehen wollte, in die Bäcklein.

Rita hatte geschlafen. Aber sie war nun noch nicht völlig zu frischen Sinnen erwacht. Das eine Bäcklein war rot, wie angemalt, als ob ein schwankes Kinderträumchen darauf geblüht hätte, und das

andere blaß und müde; eine Strähne seiner blonden dünnen Härchen fiel zerzaust auf die weiße kleine Stirne, und die blauen Auglein, die sie blinzelnd öffnete, blickten noch trüb und befangen. Sie zog ungnädig das Mäulchen schief, gähnte dann breit und umständlich und begann träge und ohne große innere Bewegung, nur um gegen ihr Unbehagen ein bißchen aufzubegehren, zu weinen.

„Eh, eh, eh!“ machte der Arbeiter vorwurfsvoll, indem er sie auf seinem Arme schaukelte, und dann entschied er: „Sie muß einen Schoppen haben!“

Als das Mädchen erklärte, daß keine Milch mehr im Hause sei, schimpfte er etwas und verwunderte sich über die Unordnung und ließ sich dann die Flasche geben, um sie bei sich zu Hause zu füllen.

Während Klara die Kleine, die sie auf den Arm genommen hatte, zu beschwichtigen suchte, schaute Margrit dem Manne nach, wie er mit schwerem, langsamem Schritt durch das Vorgärtchen ging und die Gartentüre hinter sich zuzog.

„Du, wenn das nicht er, der Vater ist...“ flüsterte Klara, sobald er außer Hörweite war, zögernd und aufgeregt.

Margrit zuckte, plötzlich vom selben Gedanken betroffen, zusammen. Dann aber brach sie in ein ungläubiges Lachen aus. „Nicht möglich!“ sagte sie mit zuckenden Lippen.

„So schau doch das Kindchen an!“ flüsterte Klara ungeduldig und drehte ihm das Köpflein. „Dieselben blauen, hellen, klaren Augen wie er! Und derselbe Schnitt des Gesichtchens! Dasselbe Kinn! Hingegen, paß auf, das Köpfchen bewegt es genau so prezios wie Marianne. Jetzt, jetzt, es ist nur ein Augenblick! Ach, du Schätzchen!“ Sie drückte das Gesicht des Kindes mit dem feuchten geöffneten Mündchen gerührt und zärtlich an ihre Wange.

Margrit starrte die Kleine an und suchte in ihren Zügen zu lesen.

Dann ging sie erregt zum Hause hin und fragte das Mädchen, das unter dem Fenster stehen geblieben war, halblaut und so leichtthin wie möglich nach dem Namen des Mannes.

„Er heißt Schurter,“ sagte das Mädchen, das, als es sich angesprochen sah, zu-

sammenschraf und über und über errötete, schüchtern und verlegen und etwas singend, wie wenn es in der Schule sprechen würde.

„Ist er alleinstehend?“ fragte Margrit.

Das Mädchen staunte sie an und verstand nicht.

„Ich meine, er hat doch keine Familie? Er ist doch nicht verheiratet? — Ist er verheiratet?“ drehte Margrit die Frage ungeduldig um.

„Ja,“ antwortete ihr das Mädchen, und allmählich erfuhr sie aus dem unbeholfenen Kinderermunde, daß Schurter im selben Hause wie Marianne gewohnt hatte und Vater zweier Knaben war, und dann noch auf eine letzte, rasche, drängende Frage hin, daß seine Frau lebe.

Margrit und Klara, die ebenfalls neugierig aufhorchend hinzugetreten war, hielten ihren Blick unverwandt und voll bitterer Enttäuschung auf das kleine Mädchen im Fensterrahmen gerichtet.

„Höre, du sagst, du kennst den Mann wirklich?“ wollte Klara nun auch noch beginnen. Aber in diesem Augenblick kam Schurter zurück, und wie sie ihn so ruhig und langsamen, festen Schrittes daherkommen sah, lächelte sie, und alle ihre Sorgen um Mariannens Zukunft schwanden dahin.

Als die kleine Rita ihren Schoppen getrunken hatte, verlangte Schurter ihr Mäntelchen und das braune Samthäubchen. Er setzte sich auf die Vortreppe, nahm sie auf das Knie und schickte sich, langsam und mühsam hantierend, an, ihr das Häubchen aufzusetzen und die rosenroten Seidenbänder unter dem Kinn zu einer Masche zu binden. Die Kleine, die nirgends einen festen Halt fand, rutschte von seinem Knie herunter. Er packte sie mit der Hand und setzte sie wieder fest, um ihr nun noch das blaue Mäntelchen anzuziehen und ihr geduldig die noch ungefügten weichen Ärmchen in die Ärmel zu stopfen.

Als die beiden Schwestern sich anschickten, nach der Stadt zurückzukehren, traf es sich von selbst, daß er sie ein Stück weit mit dem Kinde begleitete, und nun, auf der Straße, konnten sie etwas freier mit ihm plaudern. Margrit stellte, so zart sie es in die Wege zu leiten vermochte, eine Frage nach der andern an ihn.

Ja, er hieß Schurter. Ja, er wohnte im selben Hause, in welchem Marianne gewohnt hatte. Seine Frau ... auch von seiner Frau wurde einiges gesprochen, und von seinen beiden Knaben erzählte er, daß sie die höhern Klassen besuchten.

Er sprach ruhig und trug dabei das kleine Mädchen der andern auf seinem Arm. So schritten sie durch das Dorf.

„Es wird Ihnen leid tun, daß Marianne das Kind heute zu sich holt?“ sagte Klara wieder mit einer tastenden Frage.

Schurter fuhr zusammen, als ob er sich plötzlich besänne. „Ich werde es jeden Sonntag sehen,“ erklärte er dann fest. „Entweder der Franz oder der Peter, einer von beiden muß es mir bringen. — Diese Schuhe habe ich gestern gekauft,“ fügte er, die Stimme verändernd, voll Stolz hinzu, indem er die beiden Füßchen des Kindes, die in roten Luchschuhen mit weißen Stoffsohlen steckten, in seine breite Hand nahm und etwas in die Höhe hob und zeigte.

Bei der Straßenkreuzung verabschiedete er sich von den beiden Schwestern; aber er blieb noch stehen, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Sie schauten ein paar mal zurück und grüßten. Er antwortete, indem er das Kind mit dem Händchen, das ganz in den weiten warmen Ärmel zurückgesunken war und sich nun träge und langsam in dem braunen Samtbefak nach der großen Hand des Vaters bewegte, ebenfalls winken ließ.

\* \* \*

Schon seit mehr als einer Stunde lag das Zimmer im Dunkel, als Margrit sich mit einem leisen und matten Seufzer im Bett umwandte und, den Kopf vorsichtig hebend, zu ihrer Schwester, die unbeweglich und gerade auf dem Rücken lag, hinüberspähte. „Schläfst du?“ flüsterte sie.

Als Klara den Kopf zu ihr hinwandte, richtete sie sich, auf beide Ellbogen gestützt, auf und sagte, die Haare mit den Händen vom Gesicht wegstreichend, langsam und stoßend: „Ich verstehe das nicht. Ich denke nach, aber es geht zu wunderbar zu und her in der Welt.“

„Du meinst wegen Marianne...“ sagte Klara leise und ruhig. „Auch ich denke an sie, aber ich habe ihretwegen keine Sorgen

mehr. Ich glaube ... ihre Lage ist allerdings eine sehr böse, wenn man sie nur oberflächlich beurteilt, aber dennoch..." sie machte eine Pause und wiederholte dann, ohne sich weiter ausdrücken zu können: „ich habe ihretwegen keine Sorgen mehr.“

„Ja, aber auch sonst, ich denke, im allgemeinen..." entgegnete Margrit zögernd und nach Worten suchend. „Und ich frage jetzt zum Beispiel: leben wir?“

Klara runzelte, da ihre Schwester zu einer derartigen Frage ausholte, mißgestimmt die Brauen.

„Das geht bei uns alles so ordentlich, so durchaus ordentlich zu und her,“ fuhr Margrit leise und mit spöttischer Klage fort. „Ach, da, da haben wir nun einmal Leben gesehen..." sie stockte und fügte dann doch, trotzdem sie wußte, daß Klara ihren Vergleich hochtrabend und gesucht finden würde, langsam und nach jedem Worte absetzend hinzu: „das rinnt wie rotes, warmes, pochendes Blut.“

„Das verstehe ich nicht,“ entgegnete Klara kühl und zurückhaltend.

Margrit ließ den Kopf auf das Kissen herabsinken und fügte nichts mehr hinzu.

„Ich denke, wir schicken ihr wieder einmal ein Paket mit Kleidern,“ sagte Klara nach einer Weile.

„Ja, das kann man,“ antwortete Margrit zerstreut.

„Und wir wollen auch einiges zum Essen beifügen,“ fuhr Klara, sich erwärmend, fort. „Vielleicht einen Kuchen für die Knaben, mit einem Schokoladenguß, irgend etwas, das ihnen ins Auge sticht.“

„Warum nicht, das kann man,“ ant-

wortete Margrit wieder zerstreut und teilnahmslos. Sie dachte nicht an Marianne; sie dachte an sich. Sie legte sich auf den Rücken, breitete seufzend die Arme aus und starrte mit den weit geöffneten Augen ins Leere. Nach einer Weile versuchte sie noch einmal, mit Klara über ihre Gefühle zu sprechen; aber dann gab sie es endgültig auf.

Klara dachte jetzt an das Päckchen, das sie bereit machen wollte, und hatte eben ausgedacht, daß man auch ein paar Zuckerschnöckel für die kleine Rita beilegen könne. „Die darf sie schon essen, die schaden ihr nicht,“ sagte sie.

„Ach, schweig doch nun ums Himmelswillen mit deinem Päckchen und deinem Kuchen und deinen Zuckerschnöckeln,“ rief Margrit ermüdet. Und nach einer Weile fügte sie mit harter Stimme hinzu: „Ich werde es endlich doch einmal durchsetzen: ich werde fortgehen.“

Klara setzte sich erschrocken und zum Sterben erstaunt im Bette auf. „Jetzt sage mir, wieso; wieso kommst du nun plötzlich damit wieder?“ sagte sie, bereit, in Tränen auszubrechen. „Wir leben so friedlich zusammen; wir haben alles, was wir brauchen... und du kannst tun, wonach dir nur immer gelüftet...“

Da Margrit nicht mehr antwortete, beugte sie sich weit zu ihrem Bett hinüber und suchte voll Besorgnis und Empörung durch das Dunkel ihrem Blicke zu begegnen.

Als sie aber Margrits verstörte und müde Augen auf sich ruhen fühlte, stuzte sie und legte sich dann lautlos zurück in die Kissen; denn sie hatte plötzlich verstanden, was in ihr vorging.

## Der Teufel und die Singmaschine.

Märchen von Ernst Burckhardt, Zürich.

Ich fange gerade da mit Erzählen an, wo es kaum noch der Mühe wert scheint, zu beginnen; denn der Künstler, von dem die Geschichte handelt, hatte sich eben für seine letzten Rappen ein Laiblein Brot im Dorf geholt, wanderte nun einsam seinen stillen Weg über Feld und dachte, wann wohl sein letztes Stündlein kommen werde; denn es war nicht nur mit seinem

Geld und Einkommen zu Ende, sondern er hatte auch jeglichen Glauben an sich selbst und an sein Können verloren und aufgegeben. Er hätte am liebsten sein Leben und seine Ideale um ein Nichts dahingeworfen, und das war gewiß recht traurig und trostlos.

Der Teufel, der sich ja besonders gern mit solch verzweifelten und hoffnungslosen